

# Interkulturell Kirche sein

**Gemeinden auf dem Weg zu mehr kultureller Vielfalt und Öffnung begleiten – das ist Auftrag der landeskirchlichen Fachstelle „Interkulturell Evangelisch in Bayern“. Aus ihren ökumenischen Erfahrungen mit internationalen Gemeinden in Bayern berichten die Fachstellenleitungen Aguswati Rambe und Markus Hildebrandt Rambe. Und sie teilen Denkanstöße, wie Gemeinden in einer Zuwanderungsgesellschaft interkulturell und vielfaltsfähig Kirche gestalten können.**

**W**eltweite Partnerschaftsarbeit versucht, lebendige Beziehungen zwischen „deutschen Gemeinden“ hier und „ausländischen Gemeinden“ in Partnerkirchen zu gestalten. Dabei geht es auch darum, alte Denkweisen von „wir und die anderen“, auch *othering* genannt, aufzubrechen. Ein größeres „Wir“ einer weltweiten Gemeinschaft als Glieder am Leib Christi wird mit Leben gefüllt.

Um landeskirchliche Gemeinden und nicht landeskirchlich organisierte internationale Gemeinden hier in Bayern zu unterscheiden, haben wir uns ähnliche Begrifflichkeiten angewöhnt: hier die „deutschen Gemeinden“ (wir) – und dort, meist irgendwo am Rande, die „ausländischen Gemeinden“, „Migrationsgemeinden“ oder „Gemeinden anderer Sprache und Herkunft“. Aber auch dieses *othering* entspricht längst auf beiden Seiten nicht mehr der Realität. In Bayern gibt es über 300 kleinere und

größere evangelisch geprägte „internationale Gemeinden“ (so die am häufigsten verwendete Selbstbezeichnung), die meist auch in sich selbst sehr vielfältig sind: Menschen unterschiedlicher Zuwanderungsgenerationen und Menschen ohne biographische Migrationsbezüge feiern miteinander Gottesdienst und gestalten Gemeinde, meist mehrsprachig. Gelebte Symbiosen zwischen „deutscher“ Sprache, Kultur und Verwurzelung sowie „mitgebrachten“ Sprachen, Kulturen und Verwurzelungen entstehen.

Zugleich ist auch die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern längst nicht mehr „homogen deutsch“. Über 12 Prozent ihrer Kirchenmitglieder sind nach der letzten Mitgliederdaten-Auswertung von 2021 selbst im Ausland geboren, insgesamt etwa 20 Prozent haben einen eigenen oder familiären Zuwanderungshintergrund – aus über 180 Nationen. Für viele von ihnen gehört Mehrsprachigkeit und „mehrere Heimaten im Herzen zu tragen“ zum Lebensalltag.

Die Unterschiedlichkeit von Herkunftsgeschichten, Sprachen und kulturellen Prägungen ist also nicht die Trennungslinie, sondern eine Verbindungslinie zwischen landeskirchlichen und internationalen Gemeinden. Beide stehen auf je eigene Weise vor der Chance und Herausforderung, im Kontext einer Zuwanderungsgesellschaft interkulturell Kirche zu sein. Beide brauchen ein inklu-

sives „Wir“, das Vielfalt und Interkulturalität als Teil von sich selbst begreift und lebt. Ganz abgesehen davon, dass viele derer, die in einer internationalen Gemeinde Heimat gefunden haben, auch Mitglieder der Landeskirche sind.

Angenommen sein und einfach so dazugehören, wie ich bin – so stellen wir

uns eine christliche Gemeinde vor, in der man sich gut beheimaten kann. Heimat ist dort, wo ich mich nicht erklären muss; dort, wo ich nicht exotisiert oder fremdgemacht werde – auch wenn mein Äußeres erst einmal als „nicht phänotypisch deutsch“ oder „migrantisch“ gelesen wird. Heimat ist dort, wo ich

nicht bei jeder Gelegenheit zuerst „Wo kommst du her?“ gefragt, wohlmeinend für mein „gutes Deutsch“ gelobt und auf bestimmte Stereotype festgelegt werde.

Landeskirchlichen Kirchengemeinden fällt es oft schwerer als vielen internationalen Gemeinden, ein solcher Ort zu sein. Denn es geht auch um das Verlernen von verinnerlichten Bildern und Verhaltensweisen:



Interkulturell Evangelisch in Bayern



Auf dem Weg zu einer vielfaltsfähigen Kirche – hier bei einem interkulturellen Gottesdienst in der Nürnberger St. Jakobskirche.



■ Es ist gut, eine gastfreundliche Gemeinde zu sein. Aber Menschen, die hier leben, die ganz normale Kirchenmitglieder sind, als Gäste zu behandeln, grenzt aus.

■ Es ist gut, hilfsbereit zu sein. Aber eine Haltung, die manche Menschen erst einmal als hilfsbedürftige Objekte kirchlicher Fürsorge wahrnimmt, ist paternalistisch. Zu tief sitzen dabei rassistische Stereotype zum Beispiel auf früheren kirchlichen Spendenplakaten: das hilfsbedürftige afrikanische Kind, der\*die *weiße* Retter\*in. Und wie gut tut doch die Dankbarkeit „unserer“ Flüchtlinge, für die wir uns hier ehrenamtlich engagieren.

■ Es ist wichtig, kulturelle Vielfalt in der Gemeinde sichtbar zu machen und gemeinsam zu feiern. Aber wenn die einen immer nur singen, trommeln, tanzen und exotisch kochen dürfen, während die anderen Regie führen, die Inhalte dominieren und das Budget bestimmen, läuft etwas schief mit der interkulturellen „Augenhöhe“ und der „Bereicherung“ des Gemeindelebens.

■ Es ist wichtig, sich als Kirche mit Migrationsthemen zu beschäftigen und klar für marginalisierte Gruppen und die Menschenwürde aller einzutreten – gerade im Kontext aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen. Besser ist es, wenn dabei nicht nur „über“ und „für“ die betroffenen Menschen geredet wird, sondern die ganze Vielfalt der Perspektiven und Expertisen von Menschen mit unterschiedlichen Migrationsbezügen angemessen zu Wort kommt.

Es reicht eben nicht, wenn wir uns Vielfalt auf die Fahnen schreiben und „offen für alle“ sein wollen, aber gleichzeitig – subtil und unbewusst oder manchmal ganz direkt – gesellschaftliche Ausgrenzungsmechanismen innerhalb kirchlicher Räume reproduzieren. Und im kirchlichen Kontext kann es noch verletzend sein als sowieso schon, zu erleben: Ich kann eigentlich tun, was ich will – man wird mir immer das Gefühl geben, nie wirklich dazuzugehören.

Zugehörigkeit hat dabei auch etwas mit Teilhabe und Repräsentanz zu tun. Wie gut, dass es vereinzelt erste Pfarrerpersone oder Diakon\*innen, und zunehmend auch mehr Kirchenvorsteher\*innen mit eigener Zuwanderungserfahrung in den landeskirchlichen Gemeinden gibt. Als „normal“ wird es noch nicht wahrgenommen, und manche haben es nicht leicht dabei. Bis zu den ersten Personen in höheren Leitungsämtern, denen man eine Migrationsbiografie ansieht oder anhört, wird es deshalb wohl noch etwas dauern.

Können wir trotzdem nicht einfach Vielfalt feiern, ohne uns auch noch mit Rassismus zu beschäftigen? Leider NEIN! Auch wenn das kirchliche Selbstbild von „Wir sind doch die Guten, rassistisch sind nur die anderen“ leicht dazu verleitet, rassistische Vorurteile und Strukturen innerhalb von Kirche zu bagatellisieren oder sogar einer „Überempfindlichkeit“ der Betroffenen zuzuschreiben: Kirche und ihre Gemeinden sind keine Räume, die frei von Diskriminierung und Rassismus wären. Es geht nicht nur um alltagsrassistische Erfahrungen von Menschen, die negativ von Rassismus betroffen sind. Sondern auch darum, wie tief sich gesellschaftlich-historische rassistische Muster eingepreßt haben in unsere Sprache, Bilder, Strukturen, und auch in unsere Theologie.

Es gehört zu den sogenannten *weißen* Privilegien, sich aussuchen zu können, ob man sich gerade mit Diskriminierung oder Rassismus beschäftigen möchte oder nicht – ein Privileg, das Menschen, die jeden Tag davon negativ betroffen sind, nicht haben.

Aber Rassismus beschädigt auch die Beziehungsfähigkeit der durch

rassistische Strukturen privilegierten Menschen. Das gilt nicht nur individuell, sondern auch kollektiv – zum Beispiel für Kirche. Und das lässt sich nicht einfach mit einem „Mangel an Willkommenskultur“ erklären. Es geht um tiefer sitzende Haltungen: Grundmisstrauen gegenüber als „fremd“ gelesenen Menschen oder aber deren Exotisierung, paternalistische Tendenzen, theologische, liturgische und kulturelle

Überlegenheitskomplexe, ein Gemeinschaftsverständnis, das einen hohen Homogenitäts- und Assimilationsanspruch ausstrahlt.

Wie sich das auf die Beziehungsfähigkeit einer *weiß* und deutschsprachig dominierten Kirche auswirkt, die wir als evangelisch-lutherische Landeskirche nun einmal sind, kann sich auf mehreren Ebenen zeigen:

■ In der Beziehung von Kirche und Kirchengemeinden zu ihren eigenen Mitgliedern, die eine eigene oder familiäre Zuwanderungserfahrung haben oder aus anderen Gründen als „fremd“ gelesen werden.

■ In der Beziehung von Kirche und Kirchengemeinden zur Vielfalt ihres jeweiligen gesellschaftlichen Umfelds – zum Beispiel, wenn es darum geht, welche Lebensrealitäten wir überhaupt wahrnehmen und für oder mit wem wir im Sozialraum wirken wollen.

■ In der Beziehung von Kirche und Kirchengemeinden zu internationalen Gemeinden im eigenen Umfeld (oder als „Gastmieterin“ in den eigenen Räumen), insbesondere zu solchen mit afrikanischen, lateinamerikanischen oder asiatischen Bezügen.

■ In der internationalen Ökumene und den internationalen Kirchenpartnerschaften, insbesondere zu denjenigen, die aus der Missions- und Kolonialgeschichte herausgewachsen sind.

Möglicherweise gibt es internationale Gemeinden ja auch deshalb, weil zugewanderte Christ\*innen gesellschaftlich sozialisierten Rassismus und *othering* auch in den *weiß* und deutschsprachig dominierten Landeskirchen erleben – und weniger deshalb, weil sie, wie häufig unterstellt, „ja doch nur lieber unter sich“ wären.

Wir haben in diesem Zusammenhang auch persönlich sehr viel von und mit Glaubensgeschwistern in internationalen Gemeinden in Bayern gelernt

– auch von ihren Geschichten und ambivalenten Erfahrungen mit Landeskirche. Ehrliche und konstruktiv-kritische Begegnungen, die Themen wie Rassismus und Diskriminierung nicht ausblenden, können augenöffnend sein und uns helfen, uns neu auf unser eigenes Vielfaltspotenzial als Landeskirche zu besinnen und uns inspirieren zu lassen, interkulturell vielfaltsfähiger zu werden.

Aguswati Rambe und Markus Hildebrandt Rambe leiten die Fachstelle Interkulturell Evangelisch in Bayern.

## Zum Weiterlesen

## Rassismuskritisch Kirche sein

Darüber, was „rassismuskritisch Kirche sein“ bedeutet, wird inzwischen auch im deutschsprachigen Raum viel reflektiert und geschrieben. Eine Auswahl aktueller Materialien dazu gibt es unter [www.interkulturell-evangelisch.de/rassismus](http://www.interkulturell-evangelisch.de/rassismus).



## Auch beim interkulturellen Podium

„Heimat(en) im Glauben – Interkulturell Kirche gestalten mit Christ\*innen der zweiten Zuwanderungsgeneration“ beim Evangelischen Kirchentag in Nürnberg ging es um Erfahrungen mit Diskriminierung und Rassismus.

